Nacht-schicht
für Neugeborene

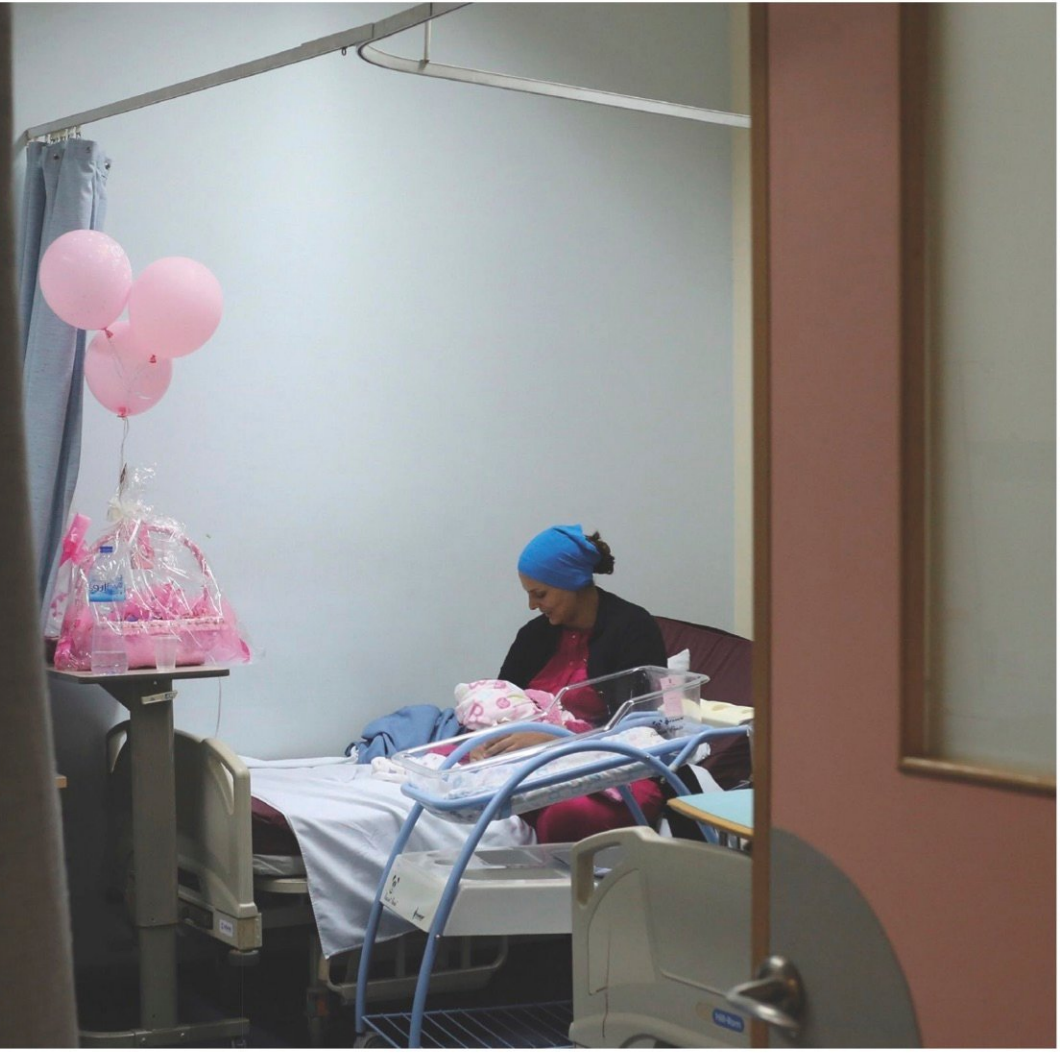
In einer Nacht vor 2.018 Jahren kam Jesus in Bethlehem zur Welt. Seither erlebt die Stadt immer wieder religiöse Konflikte. Im Spital „Zur Heiligen Familie" scheinen diese weit weg; hier wird jeder behandelt. Eine Nacht in der Klinik.

FOTOS: **Sascha Montag** // TEXT: **Veronika Wulf**

Die Sonne ist hinter den sandfarbenen Häusern Bethlehems verschwunden. Die Touristenscharen in Jesus' Geburtskirche sind fort, der Muezzin in der Moschee gegenüber hat sein Gebet beendet. Rund 800 Meter entfernt, hinter hellen Kalksteinmauern, beginnt der Trubel erst richtig – im christlichen Spital „Zur Heiligen Familie".

18 Uhr, Entbindungsstation, Raum 1. Mit gespreizten Beinen liegt Sumaiyeh Alyad auf dem Bett, Schweißperlen auf der Stirn, die Finger in die Hand ihres Mannes gekrallt. Und sie schreit. „Das sieht gut aus", ermutigt sie Samar Qumsiyeh, die Hebamme, brauner Kurzhaarschnitt, rote Lippen. Hier nennen sie alle nur Schwester Samar. Generell spricht man sich in Bethlehem mit Vornamen an. Samar hat in 25 Jahren tausenden Babys auf die Welt geholfen. Routiniert zieht sie die Gummihandschuhe über und breitet Tücher unter Sumaiyeh aus. Die fuchtelt mit einer Hand über ihrem Gesicht herum, stöhnt, schnauft, schreit, presst. Drei Hebammen stehen inzwischen dabei und rufen: „Yalla, yalla, weiter so!"

Nur an dem Kreuz um Samars Hals erkennt man, dass sie Christin ist, ihre muslimischen Kolleginnen tragen eine Haube. Bei der Arbeit spielt die Religion keine Rolle. Doch in Gehweite des Spitals erinnert eine bis zu acht Meter hohe Mauer daran, dass seit Jahrhunderten um das Heilige Land in Palästina gekämpft wird. Das alttestamentarische Bethlehem ist für Juden, Christen und Muslime von religiöser Bedeutung. Seit der Al-Aqsa-Intifada im Jahr 2000 dürfen Juden die palästinensische Stadt nicht mehr betreten. Deshalb ist Bethlehem ein von Christen und Muslimen beherrschter Ort. Der christliche Bevölkerungsanteil sinkt jedoch, kaum 20 Prozent beträgt er noch, immer wieder gibt es Auseinandersetzungen. Im Spital „Zur Heiligen Familie" scheint all das draußen zu bleiben. Christen und Muslime behandeln Muslime und Christen. ››



›› Sumaiyeh ist Muslima, wie die meisten Patientinnen. Eigentlich wollte sie nicht noch ein Kind, sie hat schon sechs, ist 39 Jahre alt. „Aber jetzt freuen wir uns", sagt ihr Ehemann Issa Aiyad, 54, ein kompakter Mann mit grauen Bartstoppeln. Schließlich habe ihre Mutter auch 14 Kinder. Obwohl die Arbeitslosigkeit in Bethlehem hoch ist und viele Palästinenser kaum genug Geld zum Leben haben, wünschen sich insbesondere Muslime kinderreiche Familien. „Viele Kinder bringen Glück", sagt Issa. Sumaiyehs Schrei unterbricht ihn. Das schwarzbehaarte Köpfchen ist schon zu sehen, Samar zieht den kleinen Körper heraus. Schmierig und zerknittert liegt er auf dem Bauch der Mutter, als Samar die Nabelschnur durchtrennt. Ein langgezogenes Weinen. Es ist ein Junge.

Manchmal, wenn wenig los ist, sitzen die Hebammen und Ärzte des Spitals stundenlang in der kleinen Küche nebenan, quatschen und warten, trinken Salbeitee und essen Fladenbrot mit Olivenöl und Zatar, einer Gewürzmischung mit Sesam. In dieser Nacht wird die Küche leer bleiben. Es werden sechs Babys zur Welt kommen.

Samar streift die Handschuhe von den Händen und läuft rüber zu Raum 5. Davor steht Mohammed Radayda, 29, Kapuzenpulli, Gel in den Haaren, und wippt ungeduldig auf den Fußballen. Samar geht hinein zu seiner Frau Zohra Radayda, 23, schwarze Haare, grüne Augen, das hübsche Gesicht schmerzverzerrt. Neben dem Bett steht ihre Stiefmutter, und bei jeder Wehe zieht Zohra sie am Kopftuch zu sich heran. Samar tastet Zohras Muttermund ab. „Eigentlich ist das Kind zu früh dran", sagt sie. 36. Woche, 2.600 Gramm. „Aber Zohras Blutdruck war sehr hoch, deshalb haben wir die Wehen künstlich ausgelöst."

Ein Arzt kommt hinzu, mittlerweile wuseln fünf Personen um Zohra herum. Sie wimmert nur leise, die Hand der Stiefmutter auf der Stirn. Sie muss nicht lange pressen, dann ist sie da, die erste Tochter, Sara. Kurz krächzt sie. Dann ist es still. Schnell legen die Hebammen sie auf einen Behandlungstisch, pressen ein Beatmungsgerät auf das winzige Gesicht, klopfen mit der flachen Hand auf Füßchen und Beinchen, um sie zu stimulieren. Zohra schaut besorgt von der Liege aus zu. Dann hört sie ein Schreien. Erleichterung.



Obwohl die Geburt nicht einfach war und Sara schon ihr zweites Baby ist, denkt Zohra bereits an das nächste. „Wir möchten mindestens drei Kinder", sagt sie. Durchschnittlich haben palästinensische Frauen vier Kinder. Wenn das so bleibt, wird sich die Bevölkerung bis 2050 fast verdoppelt haben. Das lässt manche Israelis fürchten, zur Minderheit im eigenen Staat zu werden. Ihre Geburtenrate liegt bei drei Kindern pro Frau. Eine Ärztin, die sowohl im Spital „Zur Heiligen Familie" arbeitet als auch in einer Klinik in Jerusalem, beobachtet einen regelrechten Geburtenwettstreit zwischen gläubigen Israelis und Palästinensern.

In einer Plastikwanne auf Rädern wird Sara hinausgebracht, Mohammed springt herbei, streicht der Tochter über die winzigen Finger. Grinsend verteilt er Schokolade an jeden auf der Station, so will es die Tradition. Der Arzt schiebt Sara durch zwei Flügeltüren weiter in einen großen Raum, voll mit Geräten, Monitoren und Kabeln.

20.55 Uhr, Intensivstation für Neugeborene. Die kleine Sara kommt pünktlich zum Schichtwechsel. Während sich die Pfleger umziehen, stellt sie der Arzt zu den dreizehn anderen Winzlingen unter eine Wärmelampe. Versteckt zwischen all den Maschinen liegen die Babys in ihren Inkubatoren, Schläuche an Nase, ››



Linke Seite: Die Muslimin Sumaiyeh Aiyad und ihr neugeborener Sohn. Für sie und ihren Mann Issa ist es bereits das siebente Kind. „Viele Kinder bringen Glück", sagt Issa.

oben: Die Geburt der kleinen Sara ihres ersten Kindes war für Mama Zohra nicht leicht, ein Team aus fünf Personen kümmerte sich um Mutter und Kind.

unten: Endlich ist das Warten für Mohammed Radayda vorbei: Er streicht seiner neugeborenen Tochter Sara über die winzigen Finger, ein Arzt bringt sie jetzt auf die Frühchenstation.









>> Mund und Handgelenken. Die Geräte piepen im schnellen Rhythmus ihrer kleinen Herzen.

An einer Wand stehen vier Kästen in einer Reihe – in ihnen liegen Vierlinge. Sie sind im Reagenzglas entstanden. Wenn es auf natürliche Weise nicht klappt, greifen viele Palästinenserinnen auf künstliche Befruchtung zurück. Beispielsweise gibt es Häftlinge, die ihr Sperma über ihre Frauen aus dem Knast schmuggeln. Aber auch Frauen ehemaliger Gefangener, die durch die schlechte Behandlung in israelischer Gefangenschaft unfruchtbar geworden sind, wählen künstliche Befruchtung als Weg. Viele Frauen lassen sich gleich mehrere befruchtete Eizellen einsetzen, weil der Eingriff teuer ist: mindestens 2.500 Dollar – fast so viel wie das jährliche Durchschnittseinkommen eines Palästinensers. Das Spital „Zur Heiligen Familie" führt als katholische Einrichtung keine künstlichen Befruchtungen durch. Doch Mehrlinge kommen oft zu früh, so landen wiederum viele hier auf der Frühchenstation. Vor neun Jahren musste sie erweitert werden.

Tariq Qeisieh (33), ein Pfleger mit Fünftagebart, gibt Sara ein Fläschchen. Sie saugt gierig. Tariq richtet sie auf, klopft ihr sanft auf den Rücken, bis sie leise aufstößt und die Milch über ihr Kinn läuft. „Jetzt kann sie entspannen", sagt er, überprüft ihre Temperatur, wechselt die Windel und zieht Sara an. „Es geht ihr gut. Sie kann jetzt auf die normale Neugeborenenstation." Sara hat Glück, so kurz bleiben die Frühchen selten hier. Manche müssen monatelang aufgepäppelt werden.

Tariq schiebt sie zum Fahrstuhl, im Erdgeschoss durchquert er die klosterartigen Bogengänge des alten Gebäudes. Tagsüber warten hier Patientinnen vor den Behandlungszimmern. Jetzt ist es leer. Nur aus einem Raum fällt ein Lichtstrahl auf den von tausenden Füßen geschliffenen Steinboden.

21.45 Uhr, Chefarztbüro. „Dr. Micheline Al-Qassis", steht auf dem Schild neben der Tür. Die Chefärztin der Neugeborenen-Intensivstation sitzt am Schreibtisch, als ihr Handy klingelt. Es ist ein Pfleger aus dem ersten Stock. Ein Frühchen nimmt nicht genug Nährstoffe auf. Die 37-Jährige springt auf.

Kurz darauf betritt Micheline Al-Qassis die Frühchenstation. Sie ist eine geduldige, freundliche Frau mit langen, braunen Haaren. Das grelle Neonlicht lässt die Ränder unter ihren Augen noch dunkler erscheinen. Oft verbringt sie 24 Stunden bei „ihren Babys", wie sie die Säuglinge nennt. Sie scherzt, singt, streichelt und küsst. Doch jetzt ist sie ernst, konzentriert. Sie desinfiziert Hände und Arme, zieht einen OP-Kittel über, legt Mundschutz und Haube an und stülpt die Handschuhe bis über die Ärmel. Die Instrumente liegen bereit, das Baby ist mit sterilen Tüchern zugedeckt, nur die Nabelschnur ist durch ein Loch zu sehen. Und ein Füßchen, das sich unter dem Tuch hervor reckt.

Micheline schneidet ein Stück Nabelschnur ab und sucht mit zwei Pinzetten die winzige Vene und Arterie darin. In die Vene schiebt sie einen Katheter, einen dünnen Schlauch, an dessen Ende eine Spritze mit klarer Flüssigkeit hängt. Nährstoffe. Da das Baby über die Kanüle im Handrücken nicht genug aufgenommen hat, führt Micheline sie ihm nun direkt zu. Langsam drückt sie die Spritze leer. Das grüne OP-Tuch bebt im schnellen Atemtakt des Babys. Mit dem zweiten Schlauch entnimmt die Chefärztin Blut aus der Arterie, das später untersucht wird. Anschließend näht sie das Nabelschnurende zu. Fünfundvierzig Minuten hat die Prozedur gedauert, kein einziges Mal haben Michelines Hände gezittert. Das Weinen des Babys geht im Piepen der Maschinen unter. „Ruhig, Schätzchen", sagt Micheline. Ihr Handy klingelt. Ein Notfall auf der Entbindungsstation. Sie zieht die Handschuhe aus, verlässt die Station. >>

oben links: Pfleger Tariq Qeisieh gibt Sara ein Fläschchen. Sie entwickelt sich gut und kann bald auf die Neugeborenenstation.

Mitte: Sie singt mit den Babys, sie streichelt und herzt sie: Chefärztin Micheline Al-Qassis verbringt oft 24 Stunden bei den Neugeborenen im Spital.

Unten: Das christliche Spital „Zur Heiligen Familie" in Bethlehem ist ein eindrucksvolles Gebäude. Religiöse Konflikte bleiben draußen, hier behandeln Christen Muslime und Muslime kümmern sich um Christen.



Ein Pfleger hat ein wachsames Auge auf die kleinen PatientInnen der Frühchenstation.

›› **23 Uhr, Entbindungsstation, Raum 3.** Als Micheline Al-Qassis durch die Tür tritt, sieht sie sofort die blonde Frau, die schreiend in den Wehen liegt. Fünf Hebammen hantieren um sie herum, ein Arzt versucht, das Baby mit der Saugglocke herauszuziehen. Einige Minuten später ist der Junge draußen. Und brüllt. Es geht ihm gut, Micheline wird doch nicht gebraucht. Sie wäscht das Baby, wiegt es und legt es der Mutter an die Brust. Dann muss sie wieder los. Über den Flur, durch zwei Türen. Waschen, desinfizieren, anziehen.

23.20 Uhr, Intensivstation für Neugeborene. Zurück bei ihrem kleinen Patienten erneuert Micheline die Schläuche an Nase und Mund, schiebt ein Polster unter das Köpfchen und schließt den Inkubator. Geschafft. Ein Lächeln huscht über ihr Gesicht. Vielen Frühchen kann nur in diesem Spital geholfen werden, die staatlichen Krankenhäuser sind nicht dafür ausgestattet. Doch nicht nur deshalb kommen einige Patientinnen: Wer sich die Behandlung nicht leisten kann, muss nichts bezahlen. Und wer nicht ins Spital kommen kann, zu dem oder der kommen die Ärzte. Jeden Donnerstag fährt ein Team zu Beduinen in der judäischen Wüste. Das Spital finanziert die Kosten über Spenden.

Mitternacht. Micheline dreht noch eine Runde, schaut sich jedes der 13 Babys an. Das neun Wochen zu früh geborene Mädchen, den 800 Gramm leichten Jungen, die Vierlinge. „Kein Arzt bleibt so lange am Stück hier wie Micheline", sagt Tariq, der Pfleger.

Es ist ein Uhr, als Micheline Al-Qassis in ihr Büro im Erdgeschoss zurückkehrt. Schreibtisch, Behandlungsliege, Kühlschrank, Wickeltisch. „Hier untersuche ich meine Kinder, hier esse ich, hier schlafe ich", sagt sie lachend. Bis vier Uhr nachmittags wird sie im Spital bleiben. An ihren freien Tagen arbeitet sie in einer anderen Klinik. Für eigene Kinder bleibt da keine Zeit, Micheline ist Single. Um halb zwei legt sie sich auf eine Liege und versucht zu schlafen. Bis das Handy wieder klingelt. •

Spital „Zur Heiligen Familie"

Bethlehem liegt im Südwesten des Westjordanlandes in Palästina. Vor gut 130 Jahren gründeten vinzentinische Schwestern hier das Spital „Zur Heiligen Familie". 1989 wandelte es der Malteserorden in ein Frauen- und Geburtsspital um. Seither ist es das größte und modernste der Region und das einzige mit einer Intensivstation für Neugeborene. 80 Prozent der Patientinnen können sich die Behandlung nicht leisten und zahlen nur einen Bruchteil der Kosten oder gar nichts. Den Rest finanziert das Spital mit Spendengeldern. www.malteser-krankenhaus-bethlehem.de